

Der Einzelne und der endliche Sieg.

Der endliche Sieg wird einst um so größer sein, je eifriger und aufopferungsvoller jeder einzelne die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Bedenken, ob der einzelne ungeachtet aller Opfer der Arbeit und Mühe den Beginn einer neuen, schöneren Kulturperiode noch erlebe, des Sieges Früchte noch genieße, dürfe keinem aufstoßen, noch weniger dürfen sie ihn von dem betretenen Wege abhalten. Wohl können wir weder die Dauer noch die Art der Entwicklungsphasen bestimmen, die dieser Kampf um die höchsten Ziele zu durchlaufen hat, wir können dies ebensowenig, wie wir über die Dauer unseres Lebens eine Gewißheit haben. Aber wie die Lust zum Leben uns beherrscht, so können wir auch die Hoffnung hegen, diesen Sieg zu erleben.

August Bebel.

191

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

„Bah,“ lächelte Gulotte, „mach Dir nichts daraus. Es war nur ein Scherz. Man ist nicht immer aufgelegt, zu arbeiten.“

Sie raffte sich gewaltsam auf und erwiderte etwas Nichts-sagendes. Er wandte sich ab, um einem losgerissenen Füllen nachzulaufen, das sich in der Scheune mit Stroh vollfräß. Ein wenig beruhigter folgte sie ihm mit den Augen: er hatte gelacht, er wußte also von nichts. Und sie erschien sich noch viel verworfener, daß sie sein väterliches Vertrauen so schändlich hinterging.

Unter solchen Seelenkämpfen verging der Tag. Ueber den Bäumen hing ein bleigrauer Himmel, der ihr leuchtendes Grün mit grauen, schwermütigen Tönen dämpfte; ein feiner Regen rieselte unaufhörlich herab.

Ueber dem goldgelben Düngerhaufen wallten bleiche, neblige Schwaden. Die schwere Luft erstickte alle Geräusche. Ihr ward so weh ums Herz, daß sie am liebsten laut aufgeweint hätte. In der Dachrinne plätscherte der Regen mit monotonen, glucksenden Tönen. Die Hühner drängten sich im Schuppen unter einer Leiter, wo sie Schutz gesucht hatten. Durch die halboffene Stalltüre konnte sie die schwerfälligen Bewegungen der Kühe beobachten, die zusammengekauert im bläulichen Mist lagen. Ab und zu huschte eine Katze mit hängenden Ohren über den gepflasterten Hof.

Sie öffnete das Fenster und atmete mit geweiteten Nasenflügeln die kühle Luft ein. Wie wohl das tat! ach ja! Sie schloß die Augen und nahm zu beschwichtigenden Gedanken Zuflucht. Aber aus der Senkgrube stiegen herb-süßliche Düfte auf und spielten ihr lüstern ums Gesicht. Da schlug sie wütend das Fenster zu.

Wie mehr wollte sie ihn wiedersehen! Jetzt war sie fest entschlossen. Dieser Mann sollte bloß eine flüchtige Episode in ihrem Leben sein: nichts anderes. Kommt das nicht alle Tage vor, daß ein Mädchen einer momentanen Raune gehorcht? Sie hatte die Liebe kennen lernen wollen; nun sie sie kannte, wurde alles wieder wie früher. Wie töricht, sich deshalb zu grämen.

Dann erinnerte sie sich wieder der Worte der Alten, und langsam begannen diese sie so sehr zu beherrschen, daß ihr das Blut in den Adern kochte. Wie leicht würde ihr's sein, ihn wiederzusehen; die Alte war ihr ergeben; ihr Stillschweigen konnte erkaufte werden. Auf's neue traten die Gedanken an ein überschwengliches Glück verlockend an sie heran.

Der Abend sank von den Dächern in den Hof hinab. Es hatte aufgehört zu regnen. Violette Wolkenfetzen zerflatterten jetzt in dem bleichen Abendhimmel. Die dunkelnde Masse des schlafenden Gehäuses hob sich scharf vom hellen Horizonte ab. Ein tiefer Ernst lagerte über den Fluren.

Jenseits der Hofmauer stand eine steinerne Bank unter einem Gebüsch von Geißblattsträuchern. Von hier aus hatte

man einen weiten Blick über die buckeligen Felder. Germaine ließ sich auf dieser Bank nieder. Bald ward sie von beschwichtigenden Schatten umhüllt, die ihre fiebernden Sinne beruhigten. So hätte sie an seiner Seite ruhen, unter freiem Himmel schlafen mögen.

In diesem Augenblicke stieg ein langgezogener Klage-laut auf, schwoh immer höher und höher und schwebte über dem Schlummer der Ställe. Nach einer kurzen Pause ließ sich das Stöhnen abermals vernehmen, unendlich schmerzvoll, fast wie ein menschlicher Wehelauf.

Der Ton zerriß die Nacht. Germaine erschauerte, ohne zu wissen, warum. Eine Ruh war's in Wehenschmerzen.

Die Schmerzen entlockten ihr das heisere Gebrüll. Be-unruhigt, die Köpfe weit vorstreckend, glockten die anderen Kühe sie mit ihren großen Augen an. Die Ruh ächzte und stöhnte in steigender Qual. Grauen und Schmerzen lagen in diesen Klage-lauten, die weithin vernehmbar erschollen. Auch sie hatte die gewaltige Liebe kennen gelernt; und zum ersten Male dachte Germaine bedrückt an die Mutterschaft. Die unerschütterliche Natur vor ihr schlummerte im tiefsten, nächtlichen Dunkel; ein unendlicher Friede schwebte über den mondgebäderten Gesichtern. Und die süßen Düfte des blühenden Geißblattes spannen sie langsam ein.

18.

Sie trafen sich wieder.

Das Geheimnis ihrer Zusammenkünfte erhöhte noch die Wonnen ihres Wiedersehens. Sie warteten aufeinander mitten im dichtesten Walde, hatten im tiefsten Dickicht ihre Verstecke, wie zwei Missetäter. Und daß ihre Liebe so heimlich war, gereichte ihnen noch zu besonderem Entzücken. Auch die Tageszeit hatte ihre eigenen Reize für sie. Sie vermieden das helle Licht der Mittagsstunden, das für sie verräterisch werden konnte. Bei Anbruch des Abends hingegen waren sie gewiß, daß nichts ihre Einsamkeit störte. Die buhlerische Dämmerung wurde zu ihrem Helfersbelfer gemacht, und hinter dem dichten Wall des finsternen Forstes fühlten sie sich geborgen.

Sie erfand alle möglichen Gründe, um sich ungehindert entfernen zu können; die Pächtertochter vom „Weidenhose“ diente ihr zum leicht glaubhaften Vorwand. Sie begann plötzlich für Céline Malouin eine warme Freundschaft zu zeigen, gegen die weder Gulotte noch seine Söhne etwas einzuwenden hatten. Es schien ihnen ganz selbstverständlich, daß die jungen Mädchen Freundinnen wurden, nachdem sie so lange schon gute Kameradschaft gehalten und intim miteinander verkehrt hatten, wie dies die Nachbarschaft mit sich brachte. Wer weiß, vielleicht daß auch einer der jungen Männer dabei mit im Spiele war. Die kleine Malouin war als Partie nicht zu verachten, ihr Vater erfreute sich des besten Ansehens weit und breit. Eine Annäherung zwischen diesen beiden Familien konnte nur zum Guten führen. So dachte der Pächter Gulotte, und wenn Céline auf dem Hofe erschien, zeigte er sich besonders freundlich. In Wirklichkeit sah Germaine Céline nicht halb so oft, als sie dabeiim voraab. Meist erschien sie nur für einige kurze Augenblicke bei den Malouins, wie man eben zeremonielle Besuche macht. Während die Pächterin sie zu längerem Bleiben nötigte oder ihr Kaffee anbot, prickelte's ihr in den Fingern vor zudender Ungebuld. Sie mußte sich notgedrungen niederlassen, innerlich schäumend vor Wut, daß die anderen sich von ihr so leicht daranbekommen ließen. Und kaum sich ein günstiger Moment zum Weggehen fand, erhob sie sich.

Welche Wonne, dann endlich draußen in Freiheit zu sein!

Célines weiches Herz war leicht gerührt. Da sie in ziemlicher Zurückgezogenheit lebte, war ihr Germainens plötzlich erwachte Zuneigung hochwillkommen. Ein Verlangen nach Liebe und Vertrauen schlummerte in ihrem zärtlichen Gemüte, und so weihte sie Germaine die ganze Hingabe, deren ihr weiches, einfältiges Herzchen fähig war. Als sie einst unter den Nussbäumen im Garten lustwandeln, ergriff sie, von überströmender Zärtlichkeit übermannt, Germainens Hand und gestand ihr, in Tränen gebadet, sie sei seit langem nicht so glücklich gewesen wie jetzt.

Derlei Ueberschwenglichkeiten waren durchaus nicht nach Germainens Geschmack. Es ärgerte sie vielmehr, daß Celina nicht begreifen wollte, daß sie, Germaine, nicht nach dem „Weidenhose“ käme, um ihre albernen Gefühlsergüsse anzuhören. Sie war egoistisch wie alle glücklich Liebenden. Eine einzige Sache füllte sie aus, das Wiedersehen mit Cachaprès; alles andere auf der Welt war für sie nicht vorhanden. Diese kleine Celina, die ihr jeden Augenblick die lächerlichsten Szenen machte, langweilte sie; sie suchte die Nadeln, biß sich in die Lippen und hatte die größte Mühe, sie nicht allzu grob anzuherrschen.

Celina merkte nichts von alledem. Ihre fahlen, schwimmenden Augen schienen nur in erhabenen Regionen, weit über den Wirklichkeiten des Lebens zu schweifen. Sie wich nicht von Germainens Seite, mit der hartnäckigen Anhänglichkeit eines treuen Hundes, den Schläge nicht schrecken.

Doch hier und da kamen auch über Germaine Augenblicke der Selbstvergessenheit. Dann trieb es sie in einem unwiderstehlichen Mitteilungsbedürfnisse, die Freundin mit ihrem eigenen Liebesglück niederzuschmettern, ihr Herz mit der Schilderung ihrer Schäferstunden schwer zu machen, sich von ihr staunend beneiden zu lassen. In solchen Momenten erhielten ihre Augen, die Celina mit einem forschenden Nacheln prüften, einen wärmeren Glanz; auf ihren Lippen schwebte ein Geständnis, und zitternd startete sie die Freundin an, die Lippen wie zum Sprechen halb geöffnet. Bloß die Art des Anfangens ließ sie noch zaudern; sie suchte nach einleitenden Worten. Aber plötzlich gewann das Mißtrauen wieder die Oberhand in ihr; das Nacheln auf ihren Lippen erstarb; ihr Blick ward kalt, und sie verkroch sich wieder in ihr häuslich-vorsichtiges Schweigen. Wie, wenn die Kleine schwächte? Das hätte eine nette Versicherung gegeben! Und verachtungsvoll sah sie auf die andere herab, die von gewissen Dingen, die sie selbst so genau kannte, noch gar nichts wußte. Celina blickte sie nur mit ihren sanften, verwunderten Augen an. Sie selbst war blond, klein, enghäutig, von unansehnlicher Erscheinung, unter der sie zwar keineswegs litt, die aber Germaine an ihrer Seite noch vorteilhafter wirken ließ. Einmal sagte sie ihr:

„Du bist viel bedeutender als wir alle! Du bist schön! Du bist fast ebenso schön wie ein Mann!“

Germaine fand in diesen Worten einen schwachen Widerhall dessen, was ihr Cachaprès immer und immer aufs neue wiederholte. Die Bewunderung des schlichten Mädchens erfüllte sie mit törichtem Stolz. Erfreut lachend, wollte sie durchaus wissen, was denn an ihr so schön sei. Und Celina erwiderte:

„Ich weiß es nicht. Schön bist Du! Das ist's eben!“
Das befriedigte sie. In früheren Zeiten, da die Sehnsucht nach dem Manne sie noch beherrschte, hatte sie wohl öfters ängstlich ihren Spiegel befragt. Da hatte sie ihre Brauen zu dicht, ihre Nase zu groß, das Oval des Kinns nicht zart genug gefunden.

Germaine wußte, daß sie schön sei. Die Liebe hatte sie gelehrt, ihren Körper als ein wunderbares Instrument zu betrachten; sie kannte nun die Macht, die Schönheit über das Herz der Männer auszuüben vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Legitimation.

Es war ein düsterkalter Novemberabend, in dessen einödnig trauriger Stimmung man sich allzu leicht von der Erinnerung an goldensonnige Herbsttage übermannen ließ. Noch hatte man sich nicht an die Poesie des Winters gewöhnt, die uns selbige Schaffensstunden in warmer Stube am Schreibtisch unweit des kisternden Ofens beschert und zum Lohne einmal Auge und Seele füllt mit dem unbegrenzten blendenden Weiß eines winterlichen Hochtals. Aber alles das stand einem jetzt noch so fern, daß man sich schon nach und nach gewöhnen mußte, daran zu denken, wie man sich in den Winter schide. Einstweilen quälte man sich in ergebungsvoller Gelassenheit mit dem Gedanken, daß die Uebergangszeit wieder einmal da sei, deren Nachteile man um so schmerzlicher empfindet, je weniger man die Zeit dazu findet, den Reiz dieser kurzen wechselvollen Jahreszeit ganz zu erfassen und auszukosten. Ach ja, die Dichter können wohl so ein Natur- und Weltbild in ihren Augen auffangen, es sich ganz zu eigen machen und es so in ihrem innersten Gefühl erschließen, bis es an die empfindsamsten Saiten der Seele rührt und in dieser camera obscura das verkleinerte Gegenbild erzeugt, das trotz oder gerade wegen seiner Kleinheit und der Ausmerzung alles Neben-

sächlichen das Eine, das Große festhält und dadurch dem unüber-troffenen Vorbild gerecht wird. So müssen wohl die echten, einzigen Kunstwerke entstanden sein!

In solche Gedanken versunken, alle Erscheinungen der Herbst-tage in mir durcheinander wälzend, um irgend etwas Tröstliches zu finden, woran man sich für das verstimmende frühe Hereinbrechen der Nacht und die aus dem Nebel feuchtende Kälte schädlos halten könnte, stolperte ich, ohne recht auf die Straßen acht zu haben, beim trübem Licht der glimmenden Gaslaternen durch Pfützen und spiegel-blanke Steige.

Ich war der einzige, der zu der Sitzung zu spät kam. Ein kleines langweiliges, von üblem Tabakgeruch erfülltes, unfreundliches Zimmerchen im Gewerkschaftshause. Ein roher, unbedeckter Tisch, einige Stühle, ein Bibliothekschrank und an der Wand eine Wand. Als einziges, beinahe prunkvolles Requisit ein Bildnis Nebels in großem, schwerem Eichenrahmen.

Sie kennen das Bildnis?
Zwei kleine, ernst dreinschauende Augen in einem grauen, doch nicht greisenhaften Haupte. Die Linke liegt lässig auf dem Tisch gelegt, die Rechte hält die Feder. Es scheint, als habe den emsigen Schreiber da jemand durch sein Hereintreten oder eine unvermutete Frage in der Arbeit unterbrochen. Der Mund schmeißt noch, und die Feder, die eben noch eilig übers Papier glitt, hält für einen Augenblick inne.

Mancher Genosse schaute da in den Diskussionen endlos währender Sitzungen das Bild in sich hinein. Es war ja außer dem von rotem Lampenschein überfluteten Gesichtern und den vielen auf dem Tische liegenden bedruckten Papieren das einzige, das dem gelangweilten, sich nach einem Ruhepunkte umsehenden Auge Halt und Verweilen gewährte.

Die Sitzung hatte schon eine Weile gedauert, als es klopfte. Ein schlecht aussehender Arbeiter trat ein, der einen noch blässerem, armseligen Knaben an der Hand führte, der vor Kälte und Kasse schlortete.

Das Besuch des Mannes war eine in diesem Kreise gewohnte Bitte um Reise- oder Aufenthaltsunterstützung. Ein solches Besuch wird niemals abgelehnt, wenn der Besuchsteller sich über Verbandszugehörigkeit zur Genüge ausweisen kann.

Diesmal aber haperte es. Der Mann konnte wirklich nicht den geringsten Ausweis erbringen. Was er vorbrachte über das Festen seiner Verbandsbücher, über sein Schicksal und seine Reise klang so abenteuerhaft wie bei all den anderen, welche die Organisation um Unterstützungsgelder zu pressen suchten.

Der Vorsitzende machte kurzen Prozeß.
„Wir haben in der Stadt die polizeiliche Naturalverpflegung! Melden Sie sich auf dem Hauptposten. Man wird Ihnen eine Unterkunft anweisen. Nach den uns auferlegten Verpflichtungen können wir Ihnen nichts geben.“

Der Fremde erinnerte schlichtern daran, daß er, der schristenlose Ausländer, von der schweizerischen Polizei kaum viel erwarten dürfe.

Ein ausländischer Genosse erinnerte ihn daran, daß er heute oder morgen sowieso riskieren müsse, dem Schugger in die Arme zu laufen. Die einen waren immerhin bereit, eine Ausnahme zu machen. Einer verwahrte sich sehr nachdrücklich dagegen, daß man die Verbandsgelder an beliebige Leute verschleudere, während man andererseits die eigenen Leute oft nicht unterstützen könne, wie man es gerne möchte.

Der Fremde hat, man möchte es ihn nicht entgelten lassen, daß er zugleich mit den Ausweischriften auch die Verbandsbücher verloren habe. Er wolle zum Beweise der Zugehörigkeit einige leitende Parteigenossen nennen, die er kenne, und er nannte sie. Aber, du lieber Himmel, wer sollte in diesem Schweizernefte irgendeinen sächsischen Parteisekretär oder Medakteur kennen? Man war es gewohnt, auch vor raffinierten Schwindlern auf der Hut zu sein und sich nicht täuschen zu lassen.

Inzwischen sah der Kleine hübsch still auf seinem Bänklein und klümmerte sich nicht um die Männer am Tische. Er hielt die Hände in den Hosentaschen. Da die Ärmelchen aber viel zu kurz waren, konnte er sie nicht tief genug in das wärmende Gewand stecken und die vor Frost geröteten Arme wurden sichtbar. Er schien nicht zu wissen, um was sein Vater mit den anderen Männern handelte und seilste, die so schwarz beruht waren, grad wie Vater auch, als er noch zu Hause arbeitete. Der Kleine erhobte sich nach und nach erschützlich an der wohlthuenden Wärme und startete, den Kopf beinahe etwas schläfrig in den Nacken gelehnt, an das Bild hinauf. Aber niemand achtete seiner.

Der Vorsitzende hatte sich an dem Fremden in einen schonenden, aber doch eindringlichen Eifer hineingeredet. „Nun? Auf eine Unterstützung aus der Verbandsklasse haben Sie keinen Anspruch! Ihr Besuch ist abgewiesen!“

Es gab eine stumme Pause. Sie standen sich beinahe feindlich gegenüber. Die Männer kauten an ihren Pfeifstiften, und der Arme heftete seine hilflosen, erregten Blicke bald irgendwo in einen Winkel, bald auf den Boden.

Alle die Ausreden kannte man ja! Gefühlsduselei war da nicht am Plage. Wer so oft täpiert worden ist, kennt dergleichen nicht mehr! Man mußte schon auch einmal hart sein können.

Da hebt mit einem Male das fünfjährige Bänklein, das von allem nichts gehört hat, den Finger, zeigt auf das Bild, das er in einemfort angestarrt hatte, räuspert sich an den Vater hinan, hebt sein Fingerchen ganz hoch und, auf das Bildnis des alten Kämpen

an der Wand deutend, wispert der Kleine vernehmlich in des Vaters Ohr:

„Wata, siehst! Det is unsa August!“

Brauche ich noch zu sagen, daß der Vorstand nicht auf der polizeilichen Naturalverpflegung beharrte, sondern „angefächts der außergewöhnlichen und besonderen Umstände“ eine Pfllegeunterstützung beschloß und ein Erkleckliches darüber hinaus als Vieisegel aus eigenem zusammenlegte — für zwei obdachlose, wandernde Genossen“, wie der Protokollführer vermerkte. Brauche ich noch zu sagen, daß das Bublein an diesem Abend nicht mehr auf die Straße hinaus mußte, wo inzwischen ein feines Schneerieseln eingesetzt hatte, sondern daß es herrlich schlief in diesem lieben Hause? Und ein schöner Traum trug es heim in jenes Haus, aus welchem die Not sie vertrieben hatte und in dem auch einst ein so wohlbekanntes Gesicht von der Wand heruntergegrüßt hatte.

Weiter gaukelnd zeigte der gute Traum dem heimatsfernen Kleinen Genossen, wie alles einst gewesen war, bevor Not und Elend die Familie auseinandergerissen und zerstört hatte. Er sah die heimatische Stube bei trautem Lampenschimmer. Die Mutter und die kleinen Geschwister. Vater aber erzählte den Kleinen das Beste, was er wußte — so manches aus der Vergangenheit, was er erlebt und gekämpft hatte, bis er dann auf das Bildnis deutend jedesmal die Erzählung mit den Worten schloß: „Kinder, seht, das ist er, das ist unser August!“

Diese Worte hatte das Kind in seinem Sinne behalten, und als sein Vater ihm aus Stolz und Dankbarkeit über die einwandfrei erbrachte Legitimation einen Gutmachtkuß auf die Stirne drückte, da lächelte das Bublein im Traume.

Ernst R o b s.

fifi.

Eine Hundegeschichte.

(Schluß.)

Wir Knaben machten uns die abenteuerlichsten Vorstellungen über ihren Verbleib und betrachteten dabei jeden, der sie gekannt hatte, mit heimlichem Mißtrauen. Denn es war ja sicher: nur einer, der Fifi's vorzügliche Eigenschaften kannte, ihre verblüffende Intelligenz einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, konnte an ihr zum Dieb geworden sein. Ihr Neuzug war ja viel zu wenig verlockend, um jemand zum Diebstahl zu reizen. Dazu kam, daß sich das Tier eigentlich von niemand berühren ließ, und jeder Versuch, es anzulocken, noch immer fehlschlagen war. Dabei hatte Fifi eigentlich keine Feinde. Es war keiner, der ihr etwas Uebles nachsagen konnte, und soviel wir wußten, hatte sie sich auf der Nachbarschaft stets friedlich und manierlich benommen. Auch daß sie einen Streifzug mit fremden Hunden unternommen hätte, war bei ihrer ausgesprochenen Abneigung, die sie bisher gegen das andere Geschlecht bewiesen hatte, so gut wie ausgeschlossen. Wo um alles in der Welt steckte Fifi?

Es mochten bereits Monate seit dem Tage vergangen sein, an dem die Hündin verschwunden war, und unsere Hoffnung, sie eines Tages trotzdem noch zurückkehren zu sehen, war auf den Nullpunkt gesunken. Ja, ein stiller Beobachter hätte annehmen können, daß wir die Verschwundene bereits vergessen hätten, — so sehr bemühte sich jeder, das Gespräch nicht wieder auf das Tier zu lenken, dessen unerklärlicher Verlust uns allen so nahe gegangen war.

Eines Abends schlenderte ich, von einem Gange in die innere Stadt heimkommend, langsam meinen Weg zurück, der durch eine der belebtesten Geschäftstrassen führte, als ich plötzlich, aus meinen Gedanken aufschreckend, einen Auflauf von Menschen an einer Straßenecke gewahrte, aus dessen Mitte das jammernde Heulen eines Hundes erklang, der jedenfalls abscheulich geprügelt wurde. Die Töne trafen mein tierfreundliches Herz wie Dolchstöße.

Ich ging unwillkürlich rascher und drängte mich zwischen die Menschen, die lächelnd beieinander standen und sich schon wieder zu zerstreuen begannen. Ich fragte jemand, was es gebe. „Ah, nichts,“ sagte der Angeredete, ein Handwerker in einem blauen Kittel, „ein Hund hat da im Schlächterladen eine Kalbskeule vom Tresen heruntergeholt. Er hat eben vom Schlächter seine Senge gekriegt.“

Gott nein, wie sah der Köter aus. Noch zitternd von den handfesten Schlägen und derben Fußtritten des Schlächters, am Nacken aus einer Wunde blutend, lag das Tier, furchtsam an den Saumstein gedrückt und wagte sich augenscheinlich noch nicht wieder zu rühren, in Furcht, daß die Schläge von neuem auf ihn herniederprasseln möchten.

Teilnahmsvoll bückte ich mich, ohne viel auf die Umstehenden zu achten, und streichelte den arg zugerichteten Sünder. Raum aber hatte ich meine Hand einigemal über seinen Kopf gleiten lassen, als das Tier, vor Freude winselnd, an mir aufsprang, mir die Hand leckte und so auffällig seine Freude zu erkennen gab, daß ich stuhlig wurde. Sollte es —? Ich trat einen Schritt zurück, um das volle Licht einer Straßenlaterne auf das Tier fallen zu lassen, das noch immer wie besessen an mir aufsprang, ohne auf seine blutende Wundwunde zu achten, und in ein wahres Freuden-geheul ausgebrochen war.

Wahrhaftig! Es war Fifi! unsere lange gesuchte Fifi!

Aber wie sah das Tier aus! Es war wirklich kaum wiederzuerkennen. Rauch und Pöten mit festgetrocknetem Schmutz bedeckte, Nacken und Rücken mit dem Blut ihrer Wunden bedeckt! Auch ein treueres Auge als das meine hätte sie unmöglich gleich wiedererkannt. Um den Hals trug sie einen zusammengeknoteten Strick, mit dem sie jedenfalls einmal festgebunden gewesen sein mußte, denn es hing noch ein Ende darat herunter, das deutlich bewies, daß Fifi das Tau durchgenagt haben mußte.

Ich glaube, ich bin selten aufgeregter nach Hause gekommen als an diesem Abend. Mit dem Rufe: „Fifi ist wieder da!“ stürzte ich in die Wohnstube, und im selben Augenblick rollte Fifi, alle gute Erziehung vergessend, wie ein schmutziger Fußball sich überschlagend und wie ein Drummtreisel umherirrend, in die Stube, wollte alle zugleich begrüßen, unter allen Tischen und Stühlen zugleich gewesen sein, stieß von Zeit zu Zeit ein kurzes Freudengebell aus und beruhigte sich nicht eher, als bis ihr mein Vater ein energisches: „Ruch dich, Fifi!“ zurief. Dann aber bemühten sich alle, Fifi in einen etwas salonsfähigeren Zustand zu versetzen. Die Bademanne wurde aus ihrem Winkel auf dem Hausboden wieder herborgezogen und Fifi in warmem Wasser gründlich gebadet, ihre Wunden ausgewaschen und der entsetzliche Strick, der sich mit den Nackenhaaren zu einem unentrinnbaren Durcheinander verflochten hatte, entfernt. Zwischendurch kam dann auch aus mir in gewiß zuerst ziemlich unverständlichen Worten die Geschichte des ersten Wiedersehens zwischen Fifi und mir heraus.

Allerhand Vermutungen tauchten auf, wo Fifi gewesen sein könne. Ein ganzer Roman spann sich um das Tier, das nach dem Bade, in seine Decke gewickelt, jetzt ruhig dalag, und nur zuweilen hörte man das leise Klopfen des wedelnden Schwanzes auf dem Fußboden, wenn jemand im Gespräch den Namen Fifi erwähnte.

Es war ganz klar, der Hund war eingefangen gewesen, und das jedenfalls lange Zeit. Schließlich war es ihm geglückt, zu entkommen. Fifi hatte dann unsere bisherige Wohnung leer gefunden und hatte darum vielleicht wochenlang die Stadt durchstreift. Merkwürdig blieb nur, warum keiner unserer früheren Nachbarn uns von der Rückkehr des Tieres Meldung gemacht hatte.

Es mußte doch diesem oder jenem aufgefallen sein, daß der Hund vor unserer früheren Wohnung auf das Öffnen der Haustür gewartet hatte, und das hatte Fifi sicher getan!

Eines aber warf alle Berechnungen über den Haufen. Fifi hatte in der Zeit ihrer Abwesenheit Junge gehabt. Das war kein Zweifel. Das Gefüge bewies es. Hatte sie ihre Jungen in Stich gelassen? War die Liebe zu uns größer gewesen als ihre Mutterliebe?

Veinabe mißbilligende Blicke trafen den Hund, als wir uns die Konsequenzen ausmalten. Glaubte Fifi vielleicht, daß auch ihre Kinder mitleidige Pfleger finden würden, die sie mit Flasche und Gummifauger großzuziehen entschlossen waren, wie wir es einst an ihr getan hatten?

Ah, wir ahnten nicht, wieviel heldenmütiger Fifi gehandelt hatte, wußten nicht, daß unsere Berechnungen einen jämmerlichen Miß besaßen und unsere Rechnung nur zum geringsten Teil stimmte.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, gab Fifi uns ungewöhnlich zu verstehen, daß sie sich unmöglich länger bei uns aufhalten könne. Sie schob unauffällige Geschäfte vor und kratzte ungeduldig an der Tür.

Ich war entschlossen, sie nicht ohne Begleitung auf die Straße zu lassen, und rüstete mich zu einem Spaziergang. Aber wer beschrieb mein Erstaunen, als ich im Hinaustrreten die Hündin wie einen abgeschossenen Pfeil davoneilen sah. Kein Rufen, kein Pfeifen löste sie zurück. Die Anhängliche, die mir durch Feuer und Wasser gefolgt wäre, die keiner hätte zurückhalten können, sah sich nicht einmal nach mir um! Nach wenigen Sekunden war sie verschwunden. Einigermahen ärgerlich lehrte ich ins Haus zurück.

„Sie ist wieder fort, die Ausreißerin!“ rief ich verstimmt und hing meinen Out wieder an den Nagel. „Das hat man nun davon!“ „Vielleicht will sie in Zukunft ihre Liebe zwischen ihrem neuen Herrn und uns teilen,“ meinte mein Vater, und der Gedanke ärgerte mich eigentlich noch mehr.

„Niemand kann zweien Herren dienen,“ erklärte ich und war entschlossen, Fifi, wenn sie zurückkehrte, nicht wieder freizulassen. An der Leine sollte sie wieder die Straße betreten. Vielleicht kam man dann ja auch einmal dahinter, wer der Unverschämte gewesen war, der sich das Tier angeeignet hatte.

Am anderen Morgen erst fanden wir Fifi zurückgeführt. Sie lag vor der Haustür, wehmütig mit dem Schwanz wedelnd, mit allen Zeichen der Beknirschung und Reue.

Als ich ihr die Haustür öffnete, kroch sie auf dem Bauch langsam näher, als wußte sie, daß man mit ihrem Verhalten unmöglich zufrieden sein könne.

Ich schalt sie dann auch gebührend aus und zapfte sie am Ohr, was sie mit einem Versuch, zärtlich meine Hand zu ledern, beantwortete.

Auffallend war nur, wie ausgehungert das Tier zu sein schien.

Befah denn ihr Pflegevater so wenig Herz, daß er die Anhänglichkeit des Tiers, daß monatelang sein unrechtmäßiges Eigentum gewesen war, mit Fasten und Kasteiungen belohnte?

Fifi fraß sich bei uns geböhrig satt, legte sich dann eine Stunde gemächlich und mit allen Zeichen der Befriedigung an ihren ge-

wohnten Platz in der Wohnstube, beehrte aber schon nach kurzer Zeit wieder, hinausgelassen zu werden.

Diesmal kam sie an die Leine. Sie hob sich bittend auf die Hinterfüße, winkelte leise durch die Nase und zog mehrmals den Stopf zurück, als ich die Leine ihr anlegen wollte.

Unbequem genug mochte ihr ja die Maßregel sein, aber da half nichts. Ich wollte nicht wieder als der Dumme auf der StraÙe stehen, wenn sie spornstreichs zu ihrer neuen Herrschaft zurückkehrte.

Auf der StraÙe begann nun ein merkwürdiges Spazierenlaufen. Fifi drängte so ungestüm vorwärts, daß ich Mühe hatte, ihr zu folgen. Mehrere Male machte ich den Versuch, einen anderen Weg einzuschlagen, aber ich merkte deutlich, daß Fifi ein ganz bestimmtes Ziel im Auge haben mußte, das sie mit Beharrlichkeit verfolgte. Ich ließ ihr also ihren Willen und folgte ihr, gespannt, wohin sie mich führen würde.

Sie schlug den Weg nach einem entlegenen Stadtviertel ein. Aber immer noch schien sie das Haus ihrer neuen Gebieter nicht erreicht zu haben, und ihr Vorwärtsdrängen hatte noch um nichts nachgelassen.

Zulezt führte sie mich in eine StraÙe, die sich zwischen mächtigen, ausgedehnten hölzernen Schuppen hinauszog, unter denen allerhand Baumaterialien lagerten, bis sie plötzlich auf eine schadhafte Stelle in der Holzplanke zustrebte, welche die StraÙe begrenzte. Sie zwängte sich an dieser Stelle durch die Eingänne hindurch und bat, da sie nicht weiter konnte, winselnd, von der Leine gelassen zu werden. In begreiflicher Neugier, was geschehen würde, entsprach ich ihrem Wunsche, und sah nun Fifi unter einem Stapel Holz verschwinden, der, auf beiden Balken gelagert, unter sich eben Platz für ihren Körper ließ.

In diesem Augenblick durchschaute ich die Situation. Fifi mußte unter dem Holze dort ihre Jungen zur Welt gebracht haben und hielt sie gewiß noch jetzt darunter verborgen. Eine Ahnung von dem, was das Tier in der Zeit seines Umherirrens in der Großstadt durchgemacht haben mochte, überkam mich. Eingefangen und wochenlang festgelegt, heillos behandelt, kärglich gefüttert und von Sehnsucht nach „Haus“ gequält, war es der Hindin endlich gelungen, zu entkommen. In ihrer Treue war sie ohne Frage sofort wieder nach unserer Wohnung geeilt, hatte aber das Haus verschlossen und leer gefunden und war nun der Vagabundage preisgegeben gewesen. Wochenlang war sie nun planlos in der Stadt umhergeirrt, immer bedacht und von der Erfahrung gewarnt, nicht wieder in fremde Hände zu fallen. Von Hunger gequält, hatte sie sich mühselig durchgeschlagen, sich von den Abfällen auf der StraÙe genährt, ohne eine neue Heimat zu finden, ohne eine solche zu wollen, nun sie die alte endgültig verloren, — bis das kommende große Ereignis ihres Lebens sie zwang, eine schützende, ruhige Stelle zu suchen, wo sie einigermaßen sicher vor Verfolgungen war. Die hatte ihr der menschenleere, weite Bauhof geboten, wo nur selten einmal ein Arbeiter zwischen den Holzstapeln und Steinhäufen auftauchte, um etwas zu holen oder fortzutragen.

Also die Mutterliebe war es gewesen, die das Tier gestern wieder von dannen geführt hatte, und Mutterliebe war es auch gewesen, die es verleitet hatte, gegen alle Gewohnheit und Erziehung den Raub im Laden des Schlächters zu begehen, bei dem man sie so grausam bestrast hatte.

Eine ganze Tragödie schien mir in Fifis Schicksal zu liegen, ein Bild des Großstadtlebens, das hier einem heimatlos gewordenen Sunde so übel mitgespielt hatte.

Da kroch Fifi, vergnügt mit dem Schwanz wedelnd, auch schon wieder aus ihrem Versteck, in ihrem Maul eines der kleinen Bündchen, das sie mir zu Füßen legte. Und dann blickte sie zu mir auf, als wolle sie fragen: „Na, was sagst du denn dazu? Ist das nicht famos? Aber es ist nicht bloß eins, es sind drei!“

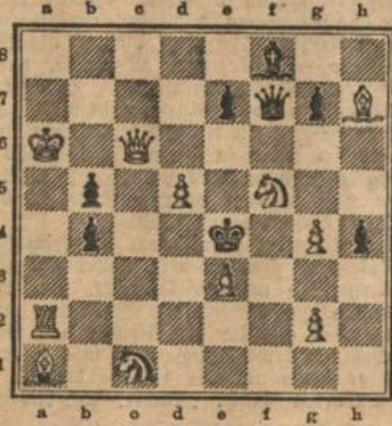
Sie kehrte sofort in ihr Versteck zurück, um die Geschwister des Kleinen, das ich auf den Arm genommen hatte, ebenfalls herbeizuschleppen. Die Jungen sahen genau so aus, wie Fifi einst selbst, als ich sie in der Zigarrentische nach Hause trug. Was blieb mir anderes übrig, als die Kleinen, die noch nicht die Augen geöffnet hatten, in die Taschen meines Leberziehers zu schieben und mit nach Hause zu nehmen?

Meiner Mutter schien der unerwartete Segen etwas reichlich gespendet, aber in Anbetracht des ungewöhnlichen Falls — Fifi war eine Heltin, das war keine Frage! Sollte man etwa ihre verzweifelten und entsagungsvollen Kämpfe der letzten Tage, ihre Standhaftigkeit und Kreue, ihre Mutterliebe und Intelligenz damit belohnen, daß man ihre Jungen dem Tode überlieferte? Sollte man die Mühen ihres sorgenvollen Mutterherzens verachten, die Konflikte und den langen, stillen Kampf, in den das Schicksal sie gestellt und den sie erfolgreich überwunden hatte, durch eine Katastrophe beenden, die an Grausamkeit alles übertrifft hätte, was Fifi bisher geschehen war? Wer hätte im Ernst eine solche Forderung erheben mögen?

Wilhelm Scharrelmann.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Motto: „Spiegelberg“.



2 ♔ (1 ♚ — ♚ ♗ ♖)

Das obige Originalproblem ist das erste, das uns zu unserem am 19. Juli ausgeschriebenen Zweizüger-Turnier zugeht. Der einstweilige Anonymus fügt eine Erklärung bei, in der auf die zahlreichen Verführungen, z. B. in Tb2, Td2, Te2, Tf2, Ld4 oder Dd5 bestehend, hingewiesen wird. Im Prinzip sind derartige, erklärende Einzuzugungen selbstredend gestattet.

In dem unlängst in Schebeningen (Holland) abgehaltenen kleinen Meisterturnier ist folgende Reihenfolge der Preisträger zu verzeichnen: Alekhin, Janowski, Olland, Yates, Eduard Lasker, Preyer, Teuliste. Nicht hinter den Preisträgern kommt J. Mieses.

Bei Gelegenheit des 70jährigen Geburtstages ihres Ehrenmitgliedes, Meisters Emil Schallopp (Vorsieder des Stenographen-Bureaus des Reichstages), läßt die Berliner Schachgesellschaft unter Redaktion von Dr. R. Lewitt eine Sammlung der besten Partien Schallopps erscheinen, die vom Verlage A. Stein in Potsdam für 1,50 M. zu beziehen ist und der wir nachstehende Partie entnehmen:

Preussisch.

Internationales Turnier zu Manchester (England) 1890.

R. Taubenhaus E. Schallopp (Paris) (Berlin)

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6

3. Lf1—c4 Sg8—f6

4. d2—d4

5. Kd1—c2 Sf3—g5

6. Lc4—b3

7. 0—0! zc. (In demselben Turnier spielte Alapin gegen Schallopp 7. Sc3!, worauf letzterer mit 7.... c5! eine Figur gewann.)

8. f2—f4 h7—h6

9. Lx06 Sf6—e4

10. 0—0

11. Lx07 (Df2 zu erwägen)

12. Dxd8, Lb4+

13. Ld2, Txd; 14. hxg3, Lc5; 15. Sc3, Lg4; 16. Se4, Ld4; 17. Sxg5, Kgg6 (Bisher nach dem neuen Stilguer) 18. Sf3! zc.

9. d7—d5

10. e5xd6

Somit behauptet Schwarz das materielle Uebergewicht.

10. Dd8—d6

11. Lb3xf7 Ke8—d8

12. g2—g3 Lc8—d7

12. Sxg3? (Dh6, h4) 13. Lxg5? nebst event. Lf4.

13. Dd1—d3 Ld7—c6

13. Dh6; 14. h4, Dh7; 15. h5 zc.

14. Sb1—d2 Se4xd2

15. Lc1xd2 Lf8—e7

16. Ta1—e1?

Verhältnismäßig besser Tf5.

16. Th8xh2!!

17. Tf1—f5

Auf KxT folgt Dh6? nebst 3z.

17. Th2xd2!

Noch ein Keulenschlag!

18. Dd2—d2 Dd6xg3

19. Kgl—f1 Dg3—h3

20. Kf1—e2 Dh3—g4!

21. Ke2—f1 Dg4xf5

Aufgegeben.

Eine vielleicht bevorstehende internationale Vereinheitlichung der Schachnotation beschäftigt zurzeit einen Teil der Schachpresse. Die unsrige, sogenannte „algebraische“ ist aus den das obige Diagramm umringenden Ziffern und Zahlen leicht ersichtlich. Engländer, Franzosen und Amerikaner bedienen sich jedoch der sogenannten „beschreibenden“ Notation. Diese letztere ist teilweise kürzer, einfacher und leichter zu erlernen, weshalb sie auch geeigneter ist, um größeren Kreisen von Schachspielern (Anfängern und schwachen Spielern) das Verständnis der schachtechnischen Literatur zu ermöglichen. Hierbei wird ein Zug wie folgt bezeichnet. Zuerst der Initiale des ziehenden Steines. (Bei T, S oder L noch eventuell durch „K“ oder „D“ die Unterscheidung zwischen Königsturm und Damenturm zc.) Dann eine Ziffer für die Horizontale des Feldes, wohin der Stein zieht (vom Spieler aus gerechnet). Ferner ein Buchstabe für die Vertikale dieses Feldes (z. B. K — Königsreihe, L — Läuferreihe zc.) So würde sich z. B. der Lösungszug des obigen Problems ganz kurz als „Tf5“ stellen. Die Vereinheitlichungsversuche scheitern jedoch meist an eingewurzeltten Bräuden.